

Rechte Schreibung

Von Dieter E. Zimmer

Fragte man die Leute, welches für sie die ödesten und nebensächlichsten Themen der Welt sind, so hätte das Thema Rechtschreibung gute Chancen, auf einem der obersten Plätze zu landen. Gleichwohl, bei kaum einem anderen lodern die Leidenschaften so schnell und so heftig auf.

Denn unsere Einstellung zur Orthographie ist zwiespältig. Wir mögen sie nicht. In der Schule hat man uns bis zum Überdruß und dennoch mit nur zweifelhaftem Erfolg damit gezwiebelt. Der Rechtschreib-*Duden* ist für viele von uns ein eher unangenehmes Buch, das nach unerforschlichen Ratschlüssen, die wir auch gar nicht durchschauen wollen, Schreibungen verordnet, welche häufig wie bare Willkür anmuten. Daß man *infolgedessen* zusammenschreiben muß, *statt dessen* jedoch getrennt; *in bezug auf* klein, *mit Bezug auf* aber groß; *er steht kopf*, aber *er steht Schlange*; *irgendwas*, aber *irgend etwas*; *Reflexion* mit x (trotz *reflektieren*), *Annexion* ebenfalls (trotz *annektieren*), aber dann, trotz *selektieren*, *Selektion* mit kt — das alles mag irgendwelche spitzfindigen Gründe haben, wir wollen sie aber nicht auch noch kennen müssen; Vorschriften dieser Art wirkten dennoch weiter so, als seien sie von sadistischen Schulmeistern ausgedacht. Bei allen sechzehn Umfragen, die zwischen 1955 und 1982 in dieser Sache veranstaltet wurden, fanden sich denn auch Mehrheiten, die eine Vereinfachung der geltenden Rechtschreibung wünschten.

Sobald wir jedoch eine Schreibung, und sei es die willkürlichste, «verinnerlicht» haben, hängen wir an ihr und begegnen jedem Ansinnen, sie zu ändern, mit flammender Entrüstung. Darum ist jede Orthographiereform ein überaus zähes Unterfangen. Als im Herbst 1988 Empfehlungen zu einer Reform der deutschen Rechtschreibung an die Öffentlichkeit kamen, und zwar die ersten nicht von vornherein ganz und gar aussichtslosen dieses Jahrhunderts, schrie das deutsche Feuilleton fast geschlossen auf: *Keiser?* Nie!

Denn in Sprachdingen sind auch die Progressivsten unter uns oft stockkonservativ. Man kann sich noch so nüchtern sagen, daß das lateinische *Caesar* als Lehnwort vom Althochdeutschen bis ins 17. Jahrhundert *Keiser*

geschrieben wurde, daß sich die *ai*-Marotte aus der Kanzlei Maximilians I. nur durch Zufall durchgesetzt hat und keinerlei besondere Würde ihr eigen nennt, daß überhaupt keine Schreibweise von vornherein besser oder schlechter ist und jede nur eine Konvention — wer nur den *Kaiser* kennt, erschrickt dennoch erst einmal über den unorthodoxen *Keiser*, so wie er über den *Kaiser* erschreke, hätte er *Keiser* gelernt. Es ist ein geradezu körperlicher und darum auch kaum belehrbarer Schreck.



Niemand muß sich irgendeine Orthographie vorschreiben lassen. Wer meint, in seinen Liebesbriefen hätte er hinter der Anrede nur die Wahl zwischen einem Ausrufezeichen und einem Komma, weil der *Duden* es irgendwann so zur Norm erklärt hat, hat es nicht besser verdient. Der Staat kann orthographische Regeln überhaupt nur in zwei Bereichen für verbindlich erklären: im Schriftverkehr seiner Behörden — und für den Schulunterricht.

Das aber genügt auch schon. Theoretisch könnte jeder sehr wohl seine eigene Rechtschreibung erfinden, könnte jede Institution ihre eigenen Normen erlassen. Aber mehrere Orthographien nebeneinander kann es nicht geben. In der Schule eine Orthographie zu unterrichten, die später im Leben nicht mehr gilt, wäre sinnlos. Wäre sie aber erst einmal gelernt, so hielte jeder sie auch zeitlebens für die einzig richtige und duldet keine andere neben ihr. Der Rest bedarf keiner Vorschriften, sondern regelt sich über eine automatische und erbarmungslose soziale Kontrolle. Wer von jenen Schulnormen abweicht, muß gewärtig sein, unter seinen Mitmenschen als kulturlos, fast als Analphabet dazustehen. Die Furcht vor dem schadenfrohen Grinsen des Nebenmannes ist es, die der für Schule und Behörde angeordneten Norm die allgemeine Geltung verschafft.

Aber brauchen wir überhaupt Rechtschreibnormen? Wo doch die Aussprache ja auch nicht bis ins letzte normiert ist? Die Vereinheitlichung der Rechtschreibung begann nach der Erfindung des Buchdrucks: Ein Buch sollte nun von allen Angehörigen der Sprachgemeinschaft ohne weiteres gelesen werden können. Aber 500 Jahre lang — das Deutsche tastete sich zu seiner einheitlichen Schriftform voran — blieben die Normen einigermaßen vage. Goethe genierte sich nicht, allen Wörterbüchern seiner Zeit zum Trotz *Nachbarrinn* oder *dicktiren* zu schreiben und Frau von Stein in ein und demselben Brief bald als *meine Beste*, bald als *meine beste* anzureden. Und es ist keine zwanzig Jahre her, daß die ganze Rechtschreibung vielen nichts als ein weiteres Symptom für ein verrottetes autoritäres System schien, wert, mit diesem zum Teufel gejagt zu werden. Schüler sollten nicht gegängelt werden, schon gar nicht mit absurden Reglements; sie sollten ihre Köpfe für Wichtiges freibehalten.

Finden Sie die Fehler?

Die folgenden Sätze enthalten 75 Rechtschreibfehler (mehrere Fehler in einem Wort zählen als einer). Ob jemand sie ohne Blick in den Duden alle findet?

1. Irgendjemand fletzte sich auf dem Divan neben dem Büffett, ein Anderer räckelte sich rhythmisch auf der Matraze, ein Dritter plantschte im Becken.
2. Man stand schlange und Kopf, lief Ski und Eis, sprach Englisch, und wer Diät gelebt und Haus gehalten hatte, hielt jetzt Hof.
3. Auf gut Deutsch heißt das, die lybische Firma hat pleitegemacht, aber die selbstständigen Mitarbeiter konnten ihre Schäfchen ins Trockene bringen.
4. Alles Mögliche deutet daraufhin, daß sich etwas ähnliches wiederholen wird, obwohl alles Erdenkliche getan wurde, etwas derartiges zu verhindern und alles zu anulieren.
5. In einem nahegelegenen Haus fand sich das nächst gelegene Telefohn, im Portemonaie der nummerierte Bong.
6. Im Zenith ihres Rums wagten sie die Prophezeihung, man werde trotz minutiöser Prüfung weiter im Dunkeln tappen und aufs beste hoffen, und in soweit werde alles beim Alten bleiben.
7. Auch wer aufs ganze geht und überschwänglich sein bestes tut, tut manchmal Unrecht, hält es aber gern für rechtens.
8. Er war stattdessen bemüht, den zugrunde liegenden Konflikt — also den Konflikt, der ihrem Dissenz zugrundeliegt und allen Angst macht — zu entschärfen, und infolge dessen kam er mit allen ins Reine.
9. Wie kein Zweiter hat sich der Diskutand dafür starkgemacht, auch die weniger brillianen Reflektionen der Coryphäen ernstzunehmen.
10. Daß es nottut, alles wieder instandzusetzen, darf ein Einzelner nicht infrage stellen. *Worttrennungen:* Exa-men; Ex-otik; Hek-tar; ig-noriert; Lan-dau-er; Li-no-le-um; Psy-chi-a-ter; Psych-olo-ge; pä-da-go-gisch; pä-do-phil; Pä-de-rast; Sow-jet; Sy-no-nym.

Diesen Text haben wir einige Male diktiert. Das Experiment ging aus wie erwartet. Niemand konnte ihn fehlerfrei schreiben. Jene Versuchskaninchen, die nicht von Berufs wegen mit Texten umgehen, machten im Durchschnitt 44 Fehler; Deutschlehrer 39; und Korrektoren auch noch 16. (Als der Autor, der diese Sätze zusammengebaut hatte und mit ihren Tücken also vertraut ist, sich den Text nach einigen Wochen diktieren ließ, machte er selber auch wieder 11.) Je professioneller die Schreiber, um so weniger Fehler machten sie bei den Wortschreibungen — Wörter prägen sich ein, und dann beherrscht man ihr Schriftbild. Im Bereich der Getrennt- und Zusammenschreibung und der Groß- und Kleinschreibung aber, diesen beiden Hauptproblemen der deutschen Orthographie, müssen auch Profis vor der Willkür kapitulieren.

D.E.Z.

Es war wohl zu kurz gedacht. Zum einen beruhte diese pädagogische Theorie auf einer mehr als zweifelhaften Prämisse: daß das Gehirn eine Art großer Allzweckspeicher sei — packte man von dem einen weniger hinein, so bliebe der eingesparte Raum frei für anderes. Das gilt möglicherweise für das abstrakte semantische Wissen, nicht aber für spezielle Prozesse wie Schreiben und Lesen, für die es im Gehirn Module gibt, welche keinem anderen Zweck zur Verfügung stehen.

Zum andern ist in der modernen Schriftkultur eine normierte Rechtschreibung vermutlich aus psycholinguistischen Gründen unerlässlich. In langsameren Zeiten, als Lesen und Schreiben eine Sache einiger weniger waren, die sich genußvoll Zeit lassen konnten, Handschriftliches zusammenzubuchstabieren und über den Sinn des Gelesenen nachzugrübeln, störte es sicher nicht sonderlich, wenn man beim Lesen über die ungewohnte Gestalt eines Wortes stolperte oder beim Schreiben des öfteren zwischen mehreren Alternativen zu wählen hatte. Heute jedoch brauchen wir eine eindeutige Referenzebene. Alles nicht Eindeutige läßt sich keinen automatischen Prozessen überantworten, erfordert also unsere bewußte Aufmerksamkeit. Die kurzen Entscheidungspausen, die minimalen Stockungen, von denen das Lesen und das Schreiben ohne eine solche Referenzebene ständig unterbrochen würden, fänden wir nicht zumutbar. Sie würden uns genauso irritieren, als wären zuweilen ein paar Tasten auf unserer Schreibmaschine oder unserem Klavier untereinander vertauscht und nötigten uns, immer wieder kurz zu überlegen, welchen Finger wir nun bewegen müssen.

Alles in uns sträubt sich, wieder umzulernen, was wir uns so gründlich eingeschliffen haben, daß wir es automatisch verrichten — und eben darum verteidigen wir die einmal gelernte Orthographie mit einer hartnäckigen Leidenschaft, als wäre sie nicht die reichlich willkürliche Konvention, die sie ist, sondern die einzige natürliche. Alle anderen Gründe sind nur vorgeschoben. Die Rechtschreibung ist gewiß nicht das heilige Kulturgut, als das sie so gern verteidigt wird, aber einmal beherrscht, gehört sie zur fast unabänderlichen Infrastruktur unseres Geistes.

Rechtschreibreformer müssen das bedenken. Wer eines Tages mit einer reformierten Orthographie aufwächst, für den wird sie dann die einzig richtige sein. Aber den zwei bis drei lebenden Generationen, die noch mit der alten Orthographie groß geworden sind, mutet die Umstellung zu, fortan in einer haarsträubend verkehrten Welt zu leben, in der alles «falsch» geschrieben wird. Auch nach der mehr als bescheidenen Reform am Anfang dieses Jahrhunderts schrieben viele unbeirrt bis an ihr Lebensende weiter *Thor* und *Thau*; in Dänemark halten manche nun schon über vierzig Jahre lang an ihrer vorreformatorischen Rechtschreibung fest.

Die Reformer des letzten Jahrhunderts träumten von einem radikalen Ein-

griff: Die einen wollten auch die vergessenen historischen Ursprünge der Wörter in den Schreibweisen sichtbar machen (*er blib*, aber *er ist geblieben*; *das lieht* statt *Licht* — weil im Mittelhochdeutschen das *ie* diphthongisch gesprochen wurde), die anderen wollten die phonetische Schreibung: nicht mehr als ein einziges Zeichen für jeden Laut (*er hop*, *das bot*, *der kol*). Solche Träume sind zerstoßen; seit langem glaubt niemand mehr, man könnte oder sollte der widerspruchsvollen deutschen Rechtschreibung zu einer auch nur annähernden Konsistenz verhelfen. Der über die Jahrhunderte gewachsene Garten der deutschen Orthographie mit all seinem Kraut und seinen Rüben wird von niemandem in eine logische Betonwüste verwandelt werden. Wer Reformpläne hegt, muß sich damit begnügen, hier und da ein wenig herumzuharken und zu jäten, und er weiß das.



Die fröhliche orthographische Anarchie hat also nicht nur keine Chance; sie wäre auch nicht zu ertragen. Aber eine gewisse Liberalisierung auf einigen genau definierten Gebieten und in einer begrenzten Zahl von Fällen — sollte die nicht dennoch möglich sein?

Als «der Duden» noch kein Buch war, sondern ein Gymnasialdirektor in Hersfeld, ging es liberaler zu als heute. In Konrad Dudens Wörterbuch von 1902, dem ersten, das sich auf die neuen amtlichen Regeln stützte, stehen häufig mehrere erlaubte Formen nebeneinander: *in bezug auf* neben *in Bezug auf*, *irgendwer* neben *irgend wer*, *zu Grunde* (gehen) neben *zu grunde* und *zugrunde*. Und man möchte ja auch gerne meinen, daß es getrost dem sogenannten mündigen Bürger überlassen bleiben kann, wie er sich entscheidet, wenn zwei für sich genommen vernünftige Prinzipien kollidieren — also ob er etwa *aufs Ganze* oder *aufs ganze* gehen, ob er etwas *in Frage stellen* oder *infragestellen* will.

Tatsächlich aber hat der *Duden* einen Horror vor solchen Doppelschreibungen und sie im Laufe der Jahrzehnte weitgehend ausgemerzt. Nur bei etwa 0,8 Prozent aller Wörter (in der Hauptsache Fremdwörter in den verschiedenen Stadien der Eindeutschung) läßt er mehr als eine Möglichkeit zu. Er trifft sich mit den vielen ehrenamtlichen Sprachpolizisten, die an allen Ecken darüber wachen, daß ihre Mitmenschen nicht über die Straße gehen, wenn der *Duden* Rot zeigt, in dem Wunsch, alles bis ins letzte eindeutig geregelt zu sehen.

Entspricht er damit nur einem quasi zur Notwendigkeit gewordenen Bedürfnis? Manche sehen es so, etwa der Linguist Dieter Nerius aus der DDR in seinem informativen Buch *Deutsche Orthographie*: «Das gesellschaftliche Bedürfnis nach Eindeutigkeit und Stabilität der Orthographie ist offenbar so

groß, daß die Variabilität ... nie mehr einen größeren Umfang erlangen konnte.»

Es ist wahr, Schreibvarianten verlangen von Autoren, Korrektoren, Lektoren, Redakteuren einiges an zusätzlicher Aufmerksamkeit und Arbeit. Denn auch wenn mehrere Varianten erlaubt sind, wird innerhalb eines Buches, einer Zeitschrift meist konsequent nur eine von ihnen gelten sollen — und es ist gar nicht so einfach, in einem dicken Buch, bei dem man sich für die Alternative *an Stelle* entschieden hat (eine der wenigen verbliebenen Wahlmöglichkeiten), kein einziges *anstelle* durchgehen zu lassen. Andererseits hat uns die antilibérale Haltung des *Duden* den Geschmack an solchen kleinen Freiheiten gründlich aberzogen; hätten wir uns erst wieder daran gewöhnt, daß uns allen Ernstes manches anheimgestellt bleibt, unser Gefühl für das Richtige würde sich auch wieder ein wenig entspannen.



Den ersten Vorstoß zu einer Reform der deutschen Rechtschreibung gab es bald nach der Reichsgründung. Er hatte ein doppeltes Ziel: die deutsche Orthographie zu vereinfachen und sie im gesamten Reichsgebiet zu vereinheitlichen. Aber die Konferenz von 1876 scheiterte: Ihre Vorschläge, ob- schon maßvoll und durchdacht, wurden von der Presse ausgebuht und auch von manchen Sprachwissenschaftlern aus entgegengesetzten Gründen verworfen.

Erst 1901 raffte man sich auf Betreiben des preußischen Kultusministers zu einer zweiten Konferenz auf. Diesmal beließ man es von vornherein bei einer Handvoll bescheidener Korrekturen (der *Thür* wurde das *h* gestrichen, aus *-iren* wurde *-ieren*, ein paar Fremdwörter wie *Accent* wurden eingemeindet), um das andere Ziel, das der Vereinheitlichung, nicht zu gefährden. Tatsächlich wurden dann einheitliche Regeln verabschiedet: fortan die amtliche Grundlage der Rechtschreibung in Schulen und Behörden, allerdings im Laufe der Jahrzehnte von den *Duden*-Redaktionen nach freiem Ermessen ergänzt, erweitert, auf neue Fälle ausgedehnt, bis die amtlichen nicht mehr von den nichtamtlichen Normen zu unterscheiden waren.

Nach dem Untergang des Reiches stand auch die deutsche Rechtschreibung zur Disposition. Aber als 1955 ein Wörterbuch des Bremer Lexikographen Lutz Mackensen das *Duden*-Monopol antastete und in einigen Fällen von den *Duden*-Normen abwich (es unterstand sich, es ist das Beste oder Kopf stehen zu schreiben), malte die *Duden*-Redaktion die Gefahr der Rechtschreibanarchie so dramatisch an die Wand («[weicht] um jeden Preis von der bisherigen Regelung ab»), daß die Kultusministerkonferenz sich breitschlagen ließ, den *Duden* für verbindlich zu erklären, bis auf weiteres: nämlich

«bis zu einer etwaigen Neuregelung». Manche der an jenem «Stillhaltebeschluß» Beteiligten mochten damals denken, diese komme bald; andere hofften wohl, sie werde nie kommen. Jedenfalls sind sämtliche Reformanläufe seither — vor allem die «Stuttgarter Empfehlungen» von 1954 und die «Wiesbadener Empfehlungen» von 1958 — sang- und klanglos in der Versenkung verschwunden, und es besteht seither die kuriose Situation, daß ein zwar überaus sachkundiger, aber privater Buchverlag mit quasi amtlicher Wirkung entscheiden darf, wie Schulen und Behörden und mithin das ganze Volk zu schreiben haben.

Fazit: Die geltende Rechtschreibung steckt voller Schikanen. Kein Mensch beherrscht sie vollständig, selbst hauptberufliche Korrektoren nicht. (Ich wüßte gern, ob wenigstens Günther Drosdowski, der Leiter der *Duden*-Redaktion, das beigefügte Diktat ganz fehlerfrei geschrieben hätte. Ich wette: Er hätte nicht.) Manche der haarspalterischen Regeln sind eine Zumutung und nicht wert, daß irgendeiner sie lernt. Die Sprachentwicklung ist den Regeln von 1901 davongelaufen. Eine vorsichtige Reform ist in der Tat angebracht.

In allen deutschsprachigen Ländern besteht heute Interesse an einer behutsamen Fortschreibung und Vereinfachung der antiquierten Regeln. Das hat schließlich auch die Kultusminister überzeugt, allen voran Georg Gölter, den Kultusminister von Rheinland-Pfalz, der in den letzten Jahren auf politischer Ebene der Motor einer Rechtschreibreform war. 1986 beauftragte die Kultusministerkonferenz das Institut für deutsche Sprache (IdS) in Mannheim (eine Stiftung, die hauptsächlich der Bund und das Land Rheinland-Pfalz tragen), detaillierte Vorschläge auszuarbeiten. Das IdS berief eine Expertenkommission, der auch Vertreter der beiden anderen Instanzen für Muttersprachliches angehören, die in diesem Land etwas zu sagen haben, *Duden*-Redaktion und Gesellschaft für deutsche Sprache. Im Herbst 1988 legte sie ihre Empfehlungen zu fünf Bereichen auf den Tisch: Zeichensetzung, Worttrennung, Getrennt- und Zusammenschreibung, Wortschreibung und Fremdwortschreibung. Die ersten beiden Bereiche sind (auf den 1986 eingerichteten «Wiener Gesprächen») mit Fachleuten aus der DDR, Österreich und der Schweiz beraten und abgestimmt worden; die drei anderen Bereiche werden dort in den nächsten zwei, drei Jahren behandelt werden. Dann bleibt noch immer das brisanteste aller Themen, das zunächst ganz ausgespart wurde, weil eine Einigung auch nur der Experten undenkbar scheint: die Groß- und Kleinschreibung. Gegen Mitte der neunziger Jahre schließlich werden die Kultusminister dann wohl entscheiden müssen, ob sie mit der Neuregelung Ernst machen wollen oder nicht.

Zum ersten Mal seit 1876 besteht also die reelle Chance einer bescheidenen Reform. Wird sie verpaßt oder zerredet, wird selbst der größte Schwachsinn der heutigen Regelung für die nächsten hundert Jahre weitergelten

müssen. Das sollte Grund genug sein, nicht dem ersten Affekt nachzugeben und die Empfehlungen pauschal zu verlachen und zu verurteilen. Sie sind es wert, im einzelnen angesehen und geprüft zu werden.



Die unproblematischsten Vorschläge sind die zur Zeichensetzung. Hier gibt es von Amts wegen bisher keinerlei Vorschriften; was an Regeln im Schwange ist, ist ausnahmslos das Werk der *Duden*-Redaktionen.

An ihm soll nur dreierlei geändert werden:

1. Zwischen Anführungen und ihrem Begleitsatz soll immer ein Komma stehen, auch wenn die Anführung mit einem Frage oder Ausrufungszeichen endet («*Hallo!*», *sagte die Telephonistin*). Eine Zusatzregel würde also getilgt — in Ordnung.

2. Vor *und* und *oder* kann das Komma wegfallen, auch wenn ein ganzer Satz folgt (*Der Nebel steigt und es fällt das Laub*). Hier soll eine klare Regel (Hauptsätze werden mit einem Komma abgeteilt) um eine Ausnahme ergänzt werden, und das ist weniger gut. Da es aber eine fakultative Bestimmung ist und da sich tatsächlich viele schon lange über die jetzige Regel hinwegsetzen, mag auch das in Ordnung sein.

3. Vor erweiterten Infinitiv- und Partizipialgruppen kann das Komma wegfallen (*sie versprechen bald zu zahlen*), kann aber auch stehen, wenn es den Sinn deutlicher macht. Die heutigen Regeln für diese Fälle nehmen im *Duden* drei engbedruckte Seiten ein und sind eine Beleidigung; niemand sollte gezwungen sein, einer so unerheblichen Frage mit einem solchen Wust spitzfindiger Vorschriften zu Leibe zu rücken. Weg mit Schaden!

Ob irgendeine Neuregelung noch der völligen Verwilderung der Worttrennung am Zeilenende zuvorkommen kann, ist mehr als fraglich. Sie ist die Folge der elektronischen Textverarbeitung. Der Computer trennt nach starren, mehr oder minder kompletten Regeln, und das führt in wenigen Prozent der Fälle zu falschen Ergebnissen, die nur mit relativ großem Arbeitsaufwand völlig zu verhindern wären. Und da fast alles Gedruckte heute aus dem Computer kommt, nehmen falsche Worttrennungen überhand. Selbst Fälle wie *Tasc-he* und *Co-up* kommen vor, und in dem Maß, wie wir uns an sie gewöhnen, schwindet das Gefühl, daß die Trennung überhaupt irgendeiner Regel bedarf. Vielleicht wird man Ende des Jahrhunderts allgemein ein Wort einfach dort abtrennen, wo die Zeile zu Ende ist, *Duden* hin Oder her.

Die heutige Grundregel ist an und für sich einfach und klar genug: Getrennt wird nach Sprechsilben. Leider aber ist sie an mehreren Stellen durchlöchert. Die Reform will nur diese Ausnahmen streichen, vernünftigerweise.

1. Wie andere *s*-Verbindungen, soll auch das *st* trennbar werden: *Lis-te* wie *Wes-pe*.

2. Das *ck* muß nach der heutigen Regelung *k-k* getrennt werden — eine so unschöne Sache, daß anspruchsvollere Typographen *ck*-Trennungen ganz vermeiden. Der Vorschlag sieht die Trennung *c-k* vor, ist aber noch nicht endgültig. Meiner Meinung nach wäre es günstiger, das *ck* als einen durch zwei Buchstaben wiedergegebenen einzigen und damit untrennbaren Laut zu betrachten, der es ja tatsächlich ist: *Ma-cke*, analog zu *ma-che*.

3. Die Trennung nach Sprechsilben soll fakultativ auch für ein paar «Problemwörter» gelten, für die sie bisher verboten ist, Wörter wie *wa-rum* und *hi-nauf*.

4. Mit Rücksicht auf die humanistisch Gebildeten sind viele Fremdwörter bisher von der Regel «Trennung nach Sprechsilben» ausgenommen. So muß man heute *Ma-gnet* trennen und *Inter-esse* und *päd-ago-gisch*, (aber *pä-do-phil*). Häufig sind die antiken Morpheme, die diese Regel vor Zerlegung bewahren will, zwar für so gut wie niemanden mehr erkennbar; aber auch wenn die Gründe unerfindlich bleiben, man darf nur *An-ek-do-te* oder *an-omal* trennen. Auch wenn einige Altphilologen zurückzucken mögen: an den *Psychi-ater* (statt heute *Psych-ia-ter*) wird sich die Sprachgemeinschaft schnell und erleichtert gewöhnen.



Die Vorschläge zur Getrennt- und Zusammenschreibung von Wortverbindungen berühren eine der chaotischsten und reformbedürftigsten Zonen der deutschen Rechtschreibung. Wer jemals versucht hat zu verstehen, wann er *soviel* und wann *so viel* schreiben muß, weiß, was ich meine.

Eine allgemeingültige und gar amtliche Regel dafür gibt es heute nicht. Es herrschen zwei Faustregeln, beide aber völlig inkonsequent, unter anderem darum, weil sie sich oft gegenseitig in die Quere kommen.

Die eine besagt: in konkreter Bedeutung getrennt, in übertragener zusammen — was dazu führt, daß der Nagel *breit geschlagen*, die Widerspenstige aber *breitgeschlagen* wird. Trotzdem müssen Verbindungen wie *liegenbleiben* oder *steckenbleiben*, *kennenlernen* oder *spaziergehen* immer zusammengeschrieben werden, auch wenn sie durchaus in ihrer konkreten Bedeutung gebraucht werden oder gar keine übertragene Bedeutung besitzen. übrigens verlangt der *Duden*, daß man *zusammenschreiben* zusammenschreibt, *getrennt schreiben* aber getrennt. Kein Wunder, daß sich viele einfach nicht daran kehren.

Die andere heutige Faustregel hält sich an die Betonung: Wird das erste

Wort betont, so wird die Verbindung zusammengeschrieben (das *leicht-verdauliche* Essen), sonst aber getrennt (das Essen ist *leicht verdaulich*). Trotzdem muß man *festsitzen* oder *lockersitzen* oder *leichtfallen* schreiben, aber dann wiederum *lästig fallen*.

Diesem wahrhaft lästig fallenden Wirrwarr sind die Reformer auf recht elegante Weise nahegetreten (was erweitert heute übrigens wiederum getrennt geschrieben werden müßte: *zu nahe getreten*). Es soll eine einzige Grund- und Hauptregel, geben: daß der Normalfall die Getrenntschreibung ist und der Sonderfall, der einer extra Regelung bedarf, die Zusammenschreibung. Dann hieße es: *kennen lernen*, *Rad fahren*, aneinander reihen.

Für die verbleibenden und die künftigen Zusammenschreibungen gäbe es ebenfalls eine Grundregel. Nicht mehr die (subjektive) Betonung oder die (oft unentscheidbare) Frage, ob die konkrete oder übertragene Bedeutung gemeint ist, wäre ausschlaggebend. Das viel verlässlichere Kriterium hieße: erweiterbar oder nicht erweiterbar. *Ihr Brief ist (ungewöhnlich) gut geschrieben*, hieße es danach; aber: *Sie hat den Betrag gutgeschrieben* (was sich nicht zu *sehr gutgeschrieben* oder ähnlichem erweitern läßt).

Außerdem sollen ein paar häufig vorkommende Ungereimtheiten verschwinden. Auch *irgend etwas* und *irgend jemand* sollen zusammengeschrieben werden (wie sämtliche anderen Verbindungen von *irgend-*); neben *so daß* soll auch *sodaß* erlaubt sein, das in Österreich immer Vorschrift war (warum dann nicht gleich auch im Parallelfall *um so?*); und die ganze Sophisterei um *soviel* und *so viel*, *wieviel* und *wie viel*, *zuviel* und *zu viel* soll ein Ende haben dürfen: immer getrennt!

Nicht daß sie uns sämtliche Zweifelsfälle ersparten; eine erhebliche Erleichterung brächten diese Vorschläge jedenfalls mit sich. Wenn nur sie in absehbarer Zeit Wirklichkeit würden, die den weiteren Vorzug haben, vermutlich niemandem weh zu tun (aber da kann man nie wissen) — die Reformmühen hätten sich schon gelohnt.



Ewiger Dollpunkt aller «Sprachpflege» war in früheren Jahrzehnten die «Reinheit» des Deutschen. Heute ist die Diskussion um sie gnädig verstummt, vermutlich aus Gründen ähnlich denen, die die Deutschen zu Weltmeistern in Auslandsreisen gemacht haben. Es muß sich herumgesprochen haben, daß der Zustrom der Fremdwörter keine vorübergehende Modetorheit war, sondern eine zwangsläufige Folge der internationalen Verflechtungen; daß er anhalten wird; und daß die meisten Gastwörter gekommen sind, um zu bleiben.

Aber was machen wir mit ihnen? Andere, verwandte Sprachen wie das Niederländische oder das Schwedische machen mit ihnen nicht viel Federlebens: Sie bürgern sie in Aussprache wie in Schreibung umstandslos ein. Das Deutsche tut sich damit sehr viel schwerer. Eine große Zahl jener vielen französischen Wörter, die Hugenotten und Revolutionsflüchtlinge im 17. und 18. Jahrhundert nach Preußen mitbrachten, hat bis heute ihre originale Form behalten: *Bouillon*, *Bredouille*, *Malheur* ... Das gilt jedenfalls für die gebildeten Wörter der höheren Stände, der *Hautevolee* (die nur eines Akzents verlustig gegangen ist). Das Volk verfuhr weniger *etepetete* (was auf *être peut-être* zurückgeht und selbst schon ein Beispiel ist), machte aus *radical* ein *ratzekahl*, aus *bleu mourant* ein *blümerant*, aus *quincailleries* die *Kinkerlitzchen*. Zuweilen stehen sich eine vornehme und eine plebejische Form gegenüber, das *Milieu* dem *Milljöh*.

Vor allem zwei Widerstände stehen der Einbürgerung entgegen. Ein sozialer: Man will ja keinen Verdacht aufkommen lassen, daß man die betreffende Fremdsprache etwa nicht richtig beherrscht. Ein materieller: Für manche fremden Laute gibt es keine Entsprechung in der deutschen Schrift —solange der *Jupon* ausgesprochen wird, wie er es wird, sträubt sich alles, ihn zu etwas wie einem *Schüpong* zu machen; das vergleichbare *Schmisett* (*chemisette*) hatte es da einfacher.

Richtlinien für die Behandlung von Fremdwörtern wären dringend yonnöten, und zwar nicht nur wegen deren schier jeder Tag wachsender Menge. Oft stellen sie das Deutsche vor ein kniffliges, zuweilen unlösbares Problem. Ein eingemeindetes Fremdwort nämlich muß sich auch der deutschen Grammatik fügen und Präfixe und Suffixe anlegen, die es in seiner Heimat nicht hatte. Ein Fall wie *managte* mag noch leicht scheinen, obwohl Empfindlichere das *e* durchaus vermissen werden. Bei einem Fall wie *layouten* wird es schon schwieriger: *Outlayed?* *Outgelayt?* *Gelayoutet?* *Laygeoutet?* Oder? Fast unschreibbar aber ist ein Fall wie *recyclen*: *Gerecycled?* *Regecycelt?* Hier besteht wirklich ... wie heißt das heute? Handlungsbedarf.

Amtliche Normen für die Fremdwortschreibung gibt es nicht. Die *Duden* haben sie von Fall zu Fall geregelt (in der DDR und in Österreich teilweise anders), aber lassen fast keinen offen. Selbst Versehen bleiben eisern als das einzig Zulässige vorgeschrieben: *Guerilla* hat sich im Deutschen nur mit einem *r* zu schreiben, obwohl sein doppeltes *r* (das *Duden* selber 1902 noch zuließ) auf dem Weg ins Deutsche nun am allerwenigsten gestört hätte. Sie schrecken auch nicht zurück vor geradezu wehtuenden Bastardformen wie *Kompagnon* oder *Plädoyer* (einige Bestandteile des Wortes werden eingedeutscht, andere nicht).

Das Grundprinzip der Reformempfehlungen ist einfach und gesund: Es sollen jeweils zwei Schreibungen angeboten werden, eine, die die ursprüng-

liche Schreibweise respektiert, und eine eingedeutschte. In regelmäßigen Abständen, etwa alle zehn Jahre, sollen neue offeriert und jene gestrichen werden, die die Sprachgemeinschaft partout nicht akzeptiert. Schon jetzt darf jeder die *Affaire* auch *Affäre* schreiben, die *Saison* auch *Säson*, und diese Wahlfreiheit soll man dann in vielen Fällen haben können. So stünde neben der angedeutschten Bastardform *Kommuniqué* (die sich bei der Gelegenheit dann vielleicht zu *Communiqué* regallisieren ließe) das *Kommunikee*, neben *Restaurant* das *Restorant*, neben *fair* auch *fär*. Zuweilen mag die angepaßte Form zunächst schockieren. Fälle wie *Schock* (statt *Choc*), *Dusche* (statt *Douche*), *Bluse* (statt *Blouse*) oder *Keks* (statt *Cakes*) lehren jedoch, daß diese Befremdung schnell verwunden ist und die integrierte Form bald selbstverständlich erscheint.

Bedauerlich scheint mir indessen, daß die Vorschläge viel zu viele Ausnahmen von dieser Grundregel vorsehen.

Manchmal soll die fremde Schreibweise ganz getilgt werden, auch wo sie noch gebräuchlich ist und zuweilen stilistische Gründe durchaus für sie sprechen: Dann gäbe es nur noch das *Foto* und den *Klub* und die *Grafik* (aber weiter die *Graphologie*), *Club* und *Graphik* und *Photo* wären verboten. Einerseits soll der *Cheque* gestrichen und nur noch der *Scheck* erlaubt sein; andererseits soll es zum *Chef* keine eingedeutschte Alternative geben. Das wie *z* gesprochene *t* soll bald so, bald so behandelt werden: In *Patient* und *Nation* bleibt es die einzige Schreibweise, in *partiell* bekommt es die Variante *parziell* an die Seite, in *potentiell* soll es nur das *z* sein dürfen. Bei *Büdget* oder *Bülletin* scheuen die Vorschläge vor potthäßlichen Bastardformen nicht zurück; *Clown* oder *Crew* aber wollen sie mit Rücksicht auf ihre sperrigen «Fremdmerkmale» ganz ohne eingedeutschte Variante lassen. Der Einzelfall *Portemonnaie* soll eingemeindet werden, aber nur zu *Portemonee*, nicht zu *Portmonee*. Das *th* soll im allgemeinen Wortschatz zu *t* werden (*Apoteke*, *Hypotek*, *Panter*, *Rytmus*), im «Bildungswortschatz» aber *th* bleiben (*Theater*, *Thema*, *Theorie*) — schon darum ein sehr zweifelhafter Vorschlag, weil niemand begreifen wird, wieso ein Wort wie *Rytmus* zum allgemeinen, eins wie *Thema* zum Bildungswortschatz gehören soll. Erst recht soll, vermutlich aus Furcht vor dem Hohn der Kulturträger, natürlich die *Philosophie* nicht angefasst werden; obwohl nicht einzusehen ist, wieso eine *Filosofie* auf Dauer anstößiger wirkte als die *Sinfonie*, die bereits seit langem friedlich mit der *Symphonie* koexistiert.

Kurz, die Vorschläge zur Fremdwortschreibung scheinen mir zwar die richtige Richtung anzudeuten, aber dann doch immer wieder ängstlich vor wirklicher Konsequenz zurückzuschrecken (die in diesem Fall ja niemanden vergewaltigte, weil jeder die Freiheit behielte, nach seinem Gusto die fremde oder die integrierte Schreibweise zu wählen). Hoffentlich werden sie bei der noch ausstehenden internationalen Beratung entsprechend *hochgepauert*.

Vielleicht ließe sich sogar noch daran denken, für bestimmte Laute, die dem Deutschen fremd sind und für die es leider keine Zeichen besitzt, die aber mit den Fremdwörtern auch im Deutschen heimisch werden, nicht etwa neue Buchstaben, sondern bestimmte Buchstabenkombinationen vorzusehen (etwa ein *sh* für das stimmhafte *sch*, wie es bisweilen schon bei der Umschrift aus dem Russischen gebraucht wird). Sie würden die Eindeutschung erleichtern.



Soweit wären die Vorschläge kaum mit Entrüstung quittiert worden, eher mit einer gewissen Enttäuschung ob ihrer Bescheidenheit. Alle Entrüstung haben allein die Empfehlungen zur Wortschreibung auf sich gezogen.

Dabei verordnen sie keine Gewaltkur. Vielmehr sind sie ein Sammelsurium von einem guten Dutzend kleinerer Maßnahmen mit dem gemeinsamen Ziel, die deutsche Orthographie hier und da etwas konsequenter zu machen.

Daß beispielsweise ein Vokal lang ist, wird in der Schrift auf viererlei Weise zum Ausdruck gebracht: Er wird gar nicht markiert, vorausgesetzt, es folgt ihm nur ein einziger Konsonant (*Mal*); er erhält ein Dehnungs-*h* (*Mahl*); er wird verdoppelt (*Aal*); das *i* wird meist zu *ie* (*viel*). Die jetzigen Vorschläge wollen die Doppelvokale beseitigen (*Al*, *Har*, *Stat*; *Bot*, *Mor*), aber wiederum nicht alle: Bei *Zoo* soll es bleiben und meist auch beim Doppel-*e* (*Leer*, *Meer*).

Oder: *ei* wird in einigen Fällen *ai* geschrieben und soll in insgesamt neun Wörtern zu *ei* werden, darunter der berühmte *Keiser*. In anderen Fällen soll es wiederum beim *ai* bleiben, um Verwechslungen mit gleichlautenden anderen Wörtern zu vermeiden (*Laich/Leiche*, *Saite/Seite*, *Waise/Weise*), manchmal aber auch ohne erkennbaren Grund (*Mai*, *Kai*).

Oder: Aus *ä* soll oft *e* werden (*Demmer*, *etzen*, *reuspern*, *Seule*), aber wenn es ein verwandtes Grundwort mit *a* gibt, würde wiederum *e* zu *ä*: *hätzen* (wegen *Hatz*), *Gräuel* (wegen *Grauen*), *Stängel* (wegen *Stange*).

Das hätte keineswegs die dramatischen Folgen, die mancher flugs zusammengehauene polemische Beispielsatz suggeriert (*Der Keiser streubt sich gegen die Statsgeschäfte und fängt lieber im Mor Ale*), griffe aber doch in manches gewohnte Wortbild ein. Und was wäre dafür gewonnen? Die deutsche Orthographie wäre wohl um ein winziges konsequenter, aber von der Eins-zu-Eins-Entsprechung zwischen Laut und Buchstabenzeichen, wie sie etwa das Spanische auszeichnet, so fern wie vorher. Es bliebe dabei, daß man im Deutschen wie im Französischen oder Englischen die Schreibung jedes Wortes einzeln zu lernen oder nachzuschlagen hat. In einigen Fällen würde diese Reform das Schreiben vielleicht etwas erleichtern, das Lesen

aber erschweren; ein Satz wie *Mit den Boten kam die Pest* wäre aus sich selbst heraus nicht mehr eindeutig.

Aber selbst wenn bessere Gründe für die Vorschläge zur Wortschreibung sprächen: Sie haben keinerlei Chance. Kein Politiker wird um einer so marginalen Frage wie der Rechtschreibung willen je den Zorn und Hohn vieler Bildungsbürger und fast der gesamten Presse riskieren; wird es auf sich nehmen, von der *FAZ* bezichtigt zu werden, er beabsichtige die «Heimatvertreibung aus der Sprache». Das Echo auf die Empfehlungen hat Ende 1988 die Kultusministerkonferenz dermaßen verschreckt, daß sie die Vorschläge zur Wortschreibung noch vor jeder Diskussion für «nicht realisierbar» erklärte. Sie sind tot. Es ist überflüssig, noch jahrelang international über sie zu beraten.

Da aber eine Rechtschreibreform wahrscheinlich nicht ganz ohne jede Reform der Wortschreibung abgehen kann, käme es jetzt auf Flexibilität an. Die Kommission müßte bald mit einem sehr viel bescheideneren Alternativvorschlag aufwarten, dem nicht gleich der Wind ins Gesicht bläst.

Ich selber glaube, daß — wenn es denn unbedingt sein muß — die Wortschreibung vor allem in einem Punkt reformierbar ist.

Ein ungeschriebenes Gesetz der deutschen Orthographie besagt, daß Stammsilben bei Erweiterungen und Ableitungen nicht verändert werden. Ab und an geschieht es aber doch. Fälle etwa wie *Kuß/Küsse* verstoßen dagegen. Darum soll nach den vorliegenden Empfehlungen das *ß* einzig noch nach langem Vokal oder Diphthong stehen, sonst aber zu *ss* werden (*Fuß* wie *Füße*, aber *Fass* wie *Fässer*, *Russland* wie *Russe*): ein vernünftiger Vorschlag. Das gleiche Prinzip erlaubte es auch, eine Reihe irregulärer Ableitungen an die zugrundeliegende Stammsilbe oder an die als verwandt oder analog empfundenen Wörter anzugleichen, Fälle alles, die in den jetzigen Vorschlägen unter verschiedenen Rubriken aufgeführt werden: *Gräuel*, *Känguru* (wie *Kakadu*), *nummerieren* (wie *Nummer*), *Plattitüde* (wie *platt*), *platzieren* (wie *Platz*), *Quäntchen* (wie *Quant*)*, *Rohheit* (statt *Roheit*), *schnäuzen* (wie *Schnauze*), *selbstständig*, *Stopp* (wie *stoppen*), *überschwänglich* (wie *Überschwang*), *Zierrat* (statt *Zierat*). Wenigstens die störendsten Ungereimtheiten der Wortschreibung ließen sich durch die konsequentere Anwendung dieses einen Prinzips relativ schmerzlos beseitigen.

Es gibt einen Fall unter den Vorschlägen, der wegen seiner Häufigkeit das Schriftbild stärker veränderte als jeder andere, einen Fall ganz für sich: daß das *Daß* künftig *das* geschrieben werden soll. Dieser Satzteil hieße dann al-

* Das war ein Fehler. *Quentchen* kommt nicht von *Quant*, sondern von mittellateinisch *quentinus*, Fünftel- bzw. Viertellot. Es wurde trotzdem reformiert.

so: «das das Das das geschrieben werden soll», die Konjunktion wie der Artikel und das Pronomen. Für diesen Vorschlag spricht, daß damit eine der de facto häufigsten Fehlerquellen beseitigt wäre. Gegen ihn spricht, was die Volkserzieher unter den Reformkritikern immer wieder vorbringen: daß damit die Notwendigkeit entfiel, beim Schreiben eine grammatische Entscheidung zu treffen, also das Sprachgefühl der Deutschen geschwächt würde. Gegen dieses Argument aber spricht auch etwas. Es verkennt die Natur der Sprachbeherrschung. Sie besteht jedenfalls nicht darin, bewußt grammatische Kategorien zu erkennen oder grammatische Regeln anzuwenden. Dagegen spricht auch, daß kultivierte andere Sprachen sehr gut ohne eigenes Wort für die Konjunktion *daß* auskommen (*che, que, that, tschto*). Alles in allem scheinen mir die Gründe für die Umwandlung von *daß* in *das* zu überwiegen; verwirrende Fälle wie *daß das Daß das* kommen normalerweise nicht vor. Aber keinesfalls dürfte die ganze Reform an dieser Frage scheitern.



Tot, ehe sie auch nur förmlich empfohlen werden konnte, ist ebenfalls die Kleinschreibung der Substantive. Um nicht schlafende Hunde zu wecken, sollte die ganze Frage der Groß- und Kleinschreibung warten. Ungefragt aber hat die Kommission ihren Empfehlungen zwei Gutachten aus dem Jahre 1982 beigegeben. Das eine stammt von der Gesellschaft für deutsche Sprache und plädiert dafür, die Großschreibung der Substantive mit einigen Modifikationen beizubehalten. In dem anderen plädiert eine internationale Expertenkonferenz für die sogenannte gemäßigte Kleinschreibung —und die Empfehlungen *Zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung* lassen keinen Zweifel daran, daß sie selber diesem Gutachten zuneigen. Auch das alarmierte die Kultusminister. Als sie vornherein die Vorschläge zur Wortschreibung von vornherein ablehnten, verwarfen sie gleichzeitig auch die gemäßigte Kleinschreibung.

«Gemäßigte Kleinschreibung» ist ein Euphemismus. Das einzig Gemäßigte an ihr ist, daß sie sich nicht zu der Absurdität versteigt, die Großbuchstaben ganz abschaffen zu wollen. Aber käme sie, so würden nur noch Satzanfänge und Eigennamen groß geschrieben, alles übrige klein.

Viele Sprachwissenschaftler sind seit anderthalb Jahrhunderten dafür; heute wahrscheinlich eine Mehrheit unter ihnen. Denn einzig die Abschaffung der eigentümlichen der deutschen Hauptwortmajuskeln würde es erlauben, die neben der Getrennt- und Zusammenschreibung problematischste Zone der deutschen Rechtschreibung mit einem Schlag zu entrümpeln: die Zone all jener Wörter, denen man nicht sicher ansehen kann, ob sie noch oder schon wirkliche Substantive sind. Hier herrschen wüste Zustände. Es heißt *Auto fahren*, aber *rad fahren*; *Ski laufen*, aber *eislaufen*. Wer sich das endlich

gemerkt hat, ist aber noch keineswegs gegen Fehler gefeit: Es heißt *Auto und radfahren*, aber *rad- und Auto fahren*; und es heißt *er läuft eis*, aber *er fährt Rad*. Man *steht auf dem Trocknen*, aber *sitzt auf dem trocken*. Man *tut ein Gleiches*, aber *das gleiche*. Man *macht Pleite*, aber *geht pleite*. Man *behält recht*, aber *hält etwas für Rechtens*. Man *hat Angst*, aber *macht jemandem angst*. Man *hält Diät*, aber *lebt diät*. Man schreibt: *derartiges*, aber *etwas Derartiges*; *alles mögliche*, aber *alles Erdenkliche*. *Karl ist der einzige*, aber *unser Einziger*; *im ganzen*, aber *ums Ganze*; *das Geringste*, was man *tun kann*, aber *das wenigste* ... Kein Mensch beherrscht alle diese schikanösen Vorschriften, um so weniger, als man sie dauernd «falsch» (nämlich *Duden*-widrig) geschrieben sieht — denn selbst Profis machen hier Fehler zuhauf. Hier vor allem gäbe es etwas zu reformieren. Und die einzige Maßnahme, die das Problem wirklich auflöste, hieße: alles klein.

Wagte die Orthographie den verwegenen Sprung, so sähe hinterher vermutlich alles nur halb so schlimm aus. 1948 führte Dänemark eine Orthographiereform durch und schaffte unter anderem die Großschreibung der Substantive ab. Damals wurden dort die gleichen Befürchtungen laut wie heute in Deutschland; vor allem die vor einem drastischen Traditionsbruch. Sie bewahrheiteten sich nicht

Ernst Dittmer, Germanist an der Universität Aarhus, berichtet: «Außerhalb der Schule stieß die Reform auf starken Widerstand von seiten sprachlich konservativer Kreise, aber im folgenden Jahrzehnt drang sie in der ganzen Presse durch. Zu einem Bruch mit der Schreibtradition hat sie nicht geführt, und ältere Texte wirken kaum altmodisch, noch sind sie in nennenswertem Grad schwerer lesbar. Ältere Literatur wird zum Teil noch in der älteren Orthographie gedruckt. Für den Lesenden hat die Reform kaum Vorteile oder Nachteile gebracht, für den Schreibenden dagegen erhebliche Vorteile, da er nicht mehr zu überlegen braucht, ob ein Wort Substantiv ist oder nicht.»

Auf die Majuskeln wäre natürlich leichter zu verzichten, wenn sie tatsächlich nur der typographische Bombast einer fernen Zeit wären und keinen praktischen Nutzen hätten. Nun haben Experimente gezeigt, daß deutsche Leser Texte mit Großschreibung leichter und lieber lesen. Da deutsche Leser mit den Majuskeln groß geworden sind, beweist es für deren Nutzen jedoch noch herzlich wenig; es beweist zunächst nur, daß jeder alles am liebsten und leichtesten so liest, wie er es gewöhnt ist.

Am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen fand nun aber eine Pilotstudie statt, die demonstrierte, daß die Großschreibung dem Leser doch von echtem Nutzen sein mag. Mehreren Holländern gab ein Forscherteam niederländische Texte mit und ohne Großschreibung zu lesen. Jene mit Großschreibung wurden schneller gelesen — obwohl diese Form doch völlig ungewohnt war!

Wie konnte das sein? Wir lesen nicht mit einer kontinuierlichen Augenbewegung über die Zeile hinweg, wir lesen in Sprüngen (Sakkaden): Drei- bis fünfmal pro Sekunde springt das Auge weiter, um jeweils fünf bis sieben Buchstaben scharf und die folgenden fünf bis sieben weniger scharf zu fixieren. Nur während dieser Fixationen wird das Geschriebene aufgenommen. Bei jenem Experiment nun zeigte es sich, daß die Texte mit Großschreibung darum schneller gelesen wurden, weil die Leser mit kürzeren Fixationen auskamen. Entweder, so vermuten die Autoren, enthält das groß geschriebene Substantiv zusätzliche Informationen, die eine schnellere Verarbeitung erlauben. Oder man richtet die Weite des nächsten Augensprungs nach dem nächsten Großbuchstaben: Man hat ihn unscharf ja schon im voraus wahrgenommen und weiß, daß er ein wichtiges Inhaltswort einleitet.

Sollte sich dieser Befund in einem größeren Experiment festklopfen lassen, so dürfte er alle Diskussionen um die gemäßigte Kleinschreibung ein für allemal beenden — so vermutet es Hartmut Günther, einer der Autoren. Denn dann wäre erwiesen, daß die geringe zusätzliche Mühe, die die Majuskeln dem Schreibenden machen mögen, durch eine erhebliche Erleichterung für den Lesenden mehr als wettgemacht wäre.

Aber selbst dann, wenn sich keinerlei Nutzen nachweisen ließe, wird die Großschreibung nicht zu Fall kommen; es ist politisch nicht durchsetzbar.

Wird die Reform also nie bis zur heiklen Frage der Groß- und Kleinschreibung vordringen? Es wäre unverzeihlich, wenn nach hundert Jahren tatsächlich eine Reform der Orthographie zustande käme, der größte Mißstand aber, das Wirrwarr der vielen bald groß, bald klein geschriebenen Halb- und Pseudo-Substantive, unangetastet bliebe.

Also muß man jetzt zweierlei verlangen: daß die Kultusminister deutlich zu verstehen geben, in welchem Umfang sie eine Reform der Groß- und Kleinschreibung und auch der Wortschreibung zumindest ernsthaft in Erwägung zu ziehen bereit sind. Und daß sich dann die Experten noch einmal hinsetzen und den Kopf darüber zerbrechen, welche Teile der Empfehlungen zur Wortschreibung sie weiter vertreten und beraten wollen —und vor allem, ob sich nicht trotz beibehaltener Großschreibung die leidige Willkür im Dickicht der Halb- und Pseudosubstantive auf ein erträglicheres Maß zurückstutzen läßt.

Die Jahrhundertreform soll zwar niemanden allzu sehr vor den Kopf stoßen; aber sie soll ihren Namen auch verdienen. Die nächste gäbe es dann erst wieder- im 22. Jahrhundert.

Die Auflösung des Rechtschreib-Rätsels

Nach Berichtigung der 75 Fehler müßte das Rechtschreib-Rätsel folgendermaßen aussehen:

1. Irgend jemand fläzte sich auf dem Diwan neben dem Büfett [oder Buffet], ein anderer rekelte [oder räkelte] sich rhythmisch auf der Matratze, ein dritter planschte im Becken.

2. Man stand Schlange und kopf, lief Ski und eis, schob Kegel, sprach Englisch, und wer diät gelebt und hausgehalten hatte, hielt jetzt hof.

3. Auf gut deutsch heißt das, die libysche Firma hat Pleite gemacht, aber die selbständigen Mitarbeiter konnten ihre Schäfchen ins trockene bringen.

4. Alles mögliche deutet darauf hin, daß sich etwas Ähnliches wiederholen wird, obwohl alles Erdenkliche getan wurde, etwas Derartiges zu verhindern und alles zu annullieren.

5. In einem nahe gelegenen Haus fand sich das nächstgelegene Telefon [oder Telephon], im Portemonnaie der nummerierte Bon.

6. Im Zenit ihres Ruhms wagten sie die Prophezeiung, man werde trotz minuziöser [oder minutiöser] Prüfung weiter im dunkeln tapen und aufs Beste hoffen, und insoweit werde alles beim alten bleiben.

7. Auch wer aufs Ganze geht und überschwenglich sein Bestes tut, tut manchmal unrecht, hält es aber gern für Rechtens.

8. Er war statt dessen bemüht, den zugrundeliegenden Konflikt — also den Konflikt, der ihrem Dissens zugrunde liegt und allen angst macht — zu entschärfen, und infolgedessen kam er mit allen ins reine.

9. Wie kein zweiter hat sich der Diskutant dafür stark gemacht, auch die weniger brillanten Reflexionen der Koryphäen ernst zu nehmen.

10. Daß es not tut, alles wieder instand zu setzen, darf ein einzelner nicht in Frage stellen.

Worttrennungen: Ex-amen; Exo-tik; Hekt-ar; igno-riert; Land-au-er; Lin-ole-um; Psych-ia-ter; Psych-ago-ge; Psy-cho-lo-ge; päd-ago-gisch; pä-do-phil; Päd-erast; So-wjet; Syn-onym.